

Diese Hinweise auf offene Fragen schmälern nicht den Wert von Tumas Studien. Ihr Verdienst liegt darin, die Frage nach der Videoanalyse als „Fall-von-X“ exponiert und erste Konturen theoretisch und empirisch gehaltvoll gezeichnet zu haben. Dass dieses X nicht in einem Rutsch zu identifizieren ist, zeigt nur an, dass sich die Fragestellung lohnt.

Anmerkung

- 1 Ungewöhnlich und auch im Kontext der Mediatisierungsforschung spannend: Tuma ist zunächst auf Softwareprogramme zur Videoanalyse gestoßen und hat von ihnen ausgehend die Anwendungsfelder ermittelt.

Literatur

- Goodwin, C. (1994): Professional Vision. In: *American Anthropologist*, 96. Jg., H. 3, S. 606–633.
<https://doi.org/10.1525/aa.1994.96.3.02a00100>
- Goodwin, C./Goodwin, M.H. (1997): Contested Vision: The Discursive Constitution of Rodney King. In: Gunarsson, B.-L./Linell, P./Nordberg, B. (Hrsg.): *The Construction of Professional Discourse*. New York, S. 292–316.
- Reichertz, J. (1991): Aufklärungsarbeit. Kriminalpolizisten und Feldforscher bei der Arbeit. Stuttgart.
- Tutt, D./Hindmarsh, J. (2011): Reenactments at Work: Demonstrating Conduct in Data Sessions. In: *Research on Language and Social Interaction*, 44. Jg., H. 3, S. 211–236.
<https://doi.org/10.1080/08351813.2011.591765>

DOI: <https://doi.org/10.3224/zqf.v20i2.12>

Marius Meinhof

Wie entstehen ethnographische Daten?

Christian Meier zu Verl: Daten-Karrieren und epistemische Materialität. Eine wissenschaftssoziologische Studie zur methodologischen Praxis der Ethnografie. Stuttgart:

Metzler. Hardcover 2018, 282 S., ISBN 978-3476046031, 39,99 €

Ethnographische Feldforschung wurde vermutlich mehr als jede andere sozialwissenschaftliche Methode einer reflexiven Methodendiskussion unterzogen. Spätestens seit der berüchtigten Writing Culture Debatte im Jahr 1989 bemüht sich eine große Zahl an Ethnograph*innen, ihre eigenen Erkenntnisstile und ihre Position im Feld selbstkritisch und in publizierten Arbeiten zu reflektieren. In jüngerer Zeit findet eine ähnliche Reflexion, wenn auch unter anderen Vorzeichen, auch in Bezug auf andere qualitative Methoden statt: Im Rahmen der Wissenschaftsforschung werden zunehmend auch sozialwissenschaftliche Forschungspraktiken in den Blick genommen, etwa die fragebogenbasierte Forschung (Maynard u.a. 2002), die qualitative Interviewforschung (Greiffenhagen/Mair/Sharrock 2011) oder die Konversationsanalyse (Bushnell 2012). Im Rahmen dieser Studien zeigen Wissenschaftsforscher, wie sozialwissenschaftliche Ergebnisse hergestellt und interpretiert werden, und tragen damit zu einer Reflexion der Praktiken der sozialwissenschaftlichen Tätigkeit bei, die über abstrakte wissenschaftstheoretische Postulate hinausgeht. In dieser Wissenschaftsforschung werden nun wiederum teilweise ethnographische Methoden genutzt, um wissenschaftliche Praktiken verfremdend zu betrachten und zu analysieren – für Naturwissenschaften taten dies etwa Latour/Woolgar (1979), für qualitative Sozialforschung etwa Greiffenhagen/Mair/Sharrock (2011). Weil zwischen Ethnographie und (Sozial-)Wissenschaftsforschung eine derart komplementäre Entwicklung hin zur reflexiven Selbsterforschung stattfindet, und weil ethnographische Methoden dabei eine so zentrale Rolle spielen, überrascht es, dass diese beiden Traditionen reflexiver Selbstbeschäftigung – die der ethnographischen Selbstreflexion und die der (Sozial-)Wissenschaftsforschung – bisher noch nicht in einer Forschung über ethnographisches Forschen zusammengebracht wurden. Eine solche Arbeit – eine Ethnographie des ethnographischen Forschens – wurde mit dem hier zu besprechenden Werk nun von Christian Meier zu Verl (2018) vorgelegt. Meier zu Verl begleitete ein ethnographisch forschendes Projekt-

team beim Diskutieren und Auswerten von Erfahrungen und Daten aus dem Feld. Dabei fragte er, wie Ethnograph*innen durch ihre Forschungspraktiken sozialwissenschaftliches Wissen über das Feld hervorbringen. Oder, in den Worten des Autors: Wie lösen Ethnograph*innen das praktische Problem, „ihre (ethnographisch lebensweltlichen) Erfahrungen sozialer Ereignisse in adäquate und wissenschaftlich relevante Beschreibungen und letztendlich in Daten zu transformieren“ (S. 258)? Meier zu Verl kombinierte dabei gekonnt verschiedene Datentypen um die „Karriere“ (S. 114) der ethnographischen Daten von Erfahrungen im Feld bis hin zu präsentierbaren Forschungsergebnissen zu analysieren und für Leser nachvollziehbar zu machen.

Vor allem das Konzept der Daten-Karriere ist dabei sehr aufschlussreich für Methodologen und Praktiker ethnographischer Forschung. Meier zu Verl beschreibt den Prozess der allmählichen Transformation ethnographischer Erfahrungen in aufbereitetes Datenmaterial als eine Karriere, die verschiedene Schritte der situierten, interaktiven Relevanzsetzung, Interpretation und Aufbereitung verschiedener Arten von ethnographischen Materialien umfasst. Forschende sammeln ethnographische Erfahrungen, besprechen und reflektieren sie im Forschungsteam und wählen relevante Ereignisse aus, um diese so aufzubereiten, dass sie schließlich zu Daten im engeren Sinne und Teil einer wissenschaftlichen Argumentation werden können. Weil der Prozess des Forschens offen ist, lässt sich dabei laut Meier zu Verl oft erst im Nachhinein sagen, welche ethnographischen Beobachtungen sich als relevant herausstellen. Entsprechend ist auch die Datenkarriere erst retrospektiv erkennbar.

Die besondere Stärke des Buches liegt in den Kapiteln Sieben und Acht, in denen Praktiken der Analyse ethnographischer Daten intensiv analysiert werden, um anschließend aus der Praxis heraus entwickelte Gütekriterien ethnographischen Forschens vorzustellen. Diese Kapitel sind für Wissenschaftsforscher*innen wie auch für ethnographische Praktiker*innen von besonderem Interesse, weil hier ein detaillierter Einblick in Analysepraktiken geboten wird. Meier zu Verl zeigt in Kapitel Sieben an vielen detailliert aufgezeichneten Beispielen, wie die situ-

ierten körperlichen Erfahrungen der Forschenden im Feld in mehreren Schritten in fragmentarische „Proto-Daten“ (S. 136) übersetzt, nach Relevanzen für die Forschungsfrage sortiert und zur Präsentation aufbereitet werden. Damit wird der Prozess der Daten-Karriere als kontingenter und bis zuletzt der ständigen Reflexion und Selbstvergewisserung bedürftiger Prozess expliziert und durch die konkreten, anschaulichen Beispiele de-mystifiziert. Dabei geht er insbesondere auf die Analysetätigkeit der Forschenden ein – einem wichtigen Aspekt des ethnographischen Forschens, der in Lehrbüchern und Methodendiskussionen oft vernachlässigt wird, weil sich diese zu einseitig auf die Praktiken beim Forschen im Feld konzentrieren. Zugleich liefert Meier zu Verl durch seinen Einsatz registrierender Daten (etwa Transkripten von Audioaufzeichnungen der Teamsitzungen) detaillierte Einblicke in das Analysegeschehen, die andersartige Einblicke gewähren als die sonst üblichen idealisierten Nacherzählungen des Forschungsprozesses.

Kapitel Acht stellt, auf diesen Analysen aufbauend, mögliche Gütekriterien ethnographischer Praxis dar, wobei Meier zu Verl besonders auf die Notwendigkeit eingeht, die „Lebenswelt-Pairs“ (S. 219) von methodologischer Norm und alltäglicher Forschungspraxis zu verhandeln – zum Beispiel das Passungsverhältnis zwischen der Norm intersubjektiver Nachvollziehbarkeit und der Praxis des Nachvollziehbar-Machens der eigenen Tätigkeit im Alltag des ethnographischen Forschens. Auch hier wählt das Buch einen innovativen Ansatz: Statt aus wissenschaftstheoretischen Überlegungen heraus Normen für das Forschen zu formulieren, beobachtet Meier zu Verl empirisch, an welchem Normen sich Ethnograph*innen in ihrem Forschungsprozess orientieren und wie sie diese im Forschungsalltag umzusetzen versuchen.

Damit präsentiert Meier zu Verl eine für die Diskussion und Reflexion ethnographischen Forschens wichtige Arbeit, die insbesondere auch dadurch besticht, dass sie nicht nur abstrahierte und idealisierte Nacherzählungen des eigenen Erlebens im Feld präsentiert, sondern Anhand von Transkripten der Gespräche in Analysesitzungen und Faksimiles von Feldnotizen sehr detailliert darstellt, was im alltäglichen Prozess

des Diskutierens, Analysierens und Produzierens von Daten geschieht. Neben der intensiven Reflexion ethnographischen Forschens bieten sich hier auch Anschlussmöglichkeiten für Wissenschaftsforschung sowie für grundlegende Diskussionen zur Frage, was Daten eigentlich sind und wie sie durch Forschende hergestellt werden, an.

Allerdings weist das Buch auch einige bedauerliche Schwächen auf. Erstens ist kritisch anzumerken, dass der Dissertationscharakter immer wieder deutlich durchscheint. Man merkt an der Struktur des Textes, dass eine Dissertationsschrift vorliegt, in der es (auch) darum geht, die eigene fachliche Kompetenz zu beweisen und sich selbst im Fach zu verorten – und nicht so sehr darum, Leser ‚bei der Stange‘ zu halten. Immer wieder muss sich der Leser erst durch mehrseitige Zusammenfassungen der kommenden Inhalte, Überlegungen zu weithin bekannten Methodendiskussionen und umfassende Vorbemerkungen hindurcharbeiten, bis das eigentliche, spannende Narrativ der ‚Ethnographie der Ethnographie‘ beginnt. Ob dies kritikwürdig ist, mag zum Teil eine Geschmacksfrage sein. Für eine Monographie hätte ich mir als Leser allerdings schnellere Kapiteleinstiege, schnellere Hinführungen zu den Datenbeispielen und den analytischen Ergebnissen gewünscht. Oder, etwas simpel ausgedrückt, einen unterhaltsameren Aufbau. So befürchte ich etwa, dass eilige oder ungeduldige Leser des überaus empfehlenswerten Kapitels Sieben nicht über die siebzehn Seiten Zusammenfassungen, Vorüberlegungen und der detaillierten Vorstellung des Falles, die der eigentliche Beschreibung der Datenkarrieren vorangestellt werden, hinauskommen werden. Es ist überlegenwert, ob man als Leser vielleicht direkt auf Seite 131 des Kapitels einsteigt.

Zweitens verfällt der Autor stellenweise in einen sehr voraussetzungsreichen ethnomethodologischen Sprachstil, der für Studierende schwer verständlich sein könnte, vor allem weil man sich leicht in der Reflexion der Reflexion reflexiver Praktiken verliert. Die Inhalte des Buches sind für alle ethnographisch Forschenden relevant. Die überwiegende Mehrheit dieser Forschenden, die die Ethnomethodologie meist nicht oder nur sehr rudimentär kennen, wird die Arbeit aber stellenweise sehr

schwer verständlich finden. Das ist kein Problem für eine Studie, die sich als Beitrag zur ethnomethodologischen Wissenschaftsforschung versteht. Es engt den Kreis der potentiellen Leserschaft jedoch deutlich ein.

Insgesamt ist die Arbeit für erfahrene Ethnograph*innen überaus empfehlenswert. Sie bietet neuartige Herangehensweisen und Einblicke in das ethnographische Schreiben und führt damit über die bereits bestehenden Einsichten aus gängigen Debatten über ethnographisches Forschen und Schreiben hinaus. Viele Aspekte des ethnographischen Forschens werden angesichts der konkreten Beschreibungen ethnographischen Forschens sehr viel deutlicher, als in den oft vagen und idealisierten Beschreibungen in gängigen Lehrbüchern. Eine vom Autor vielleicht nicht-intendierte besondere Stärke der Arbeit liegt darüber hinaus darin, dass sie tiefe Einblicke in projektformiges ethnographisches Arbeiten bietet. Denn die Frage, wie man sich über Daten austauschen und gemeinsam produktiv forschen kann, ist für ethnographisches Forschen aufgrund des hohen Anteils inkorporierter Erfahrungen besonders brisant und viele Lehrbücher scheinen implizit von einzelnen Ethnograph*innen im Feld auszugehen – was die Realität projektbasierter Forschung in Deutschland weitgehend verfehlt. Als ich die vorliegende Buchkritik schrieb, plante ich gerade (mit bangem Herzen) ein Projekt mit Mitarbeitern – anhand der detaillierten Beschreibungen des Vorgehens der ethnographischen Forschungsgruppe konnte ich daher nicht nur meine eigenen früheren Forschungsarbeiten noch einmal distanzierter reflektieren, ich gewann vor allem Einblicke darin, wie man sich über ethnographische Erfahrungen austauschen und die Teamarbeit aufeinander angewiesener, ethnographischer Forscher*innen organisieren könnte – oder zumindest darüber, wie dies einmal in einem Projekt recht gut funktioniert hat.

Ich empfehle daher allen ethnographisch Forschenden, vor allem Anfänger*innen und Projektteam-Leiter*innen, zumindest ausgewählte Stellen des Buches zu lesen. Es bleibt zu hoffen, dass der Autor basierend auf den gleichen Daten und Einsichten ein zweites, als Lehrbuch intendiertes und geeignetes Werk verfasst, dass die anschaulichen Beispiele beibehält, sich aber um eine einfachere Sprache und einen spannenderen

Schreibstil bemüht. Ein solches Lehrbuch würde in Deutschland dringend benötigt.

Literatur

- Bushnell, C. (2012): Talking the Talk: The Interactional Construction of Community and Identity at Conversation Analytic Data Sessions in Japan. In: *Human Studies*, 35. Jg., H. 4, S. 583–605.
<https://doi.org/10.1007/s10746-012-9248-7>
- Greiffenhagen, C./Mair, M./Sharrock, W. (2011): From Methodology to Methodography: A Study of Qualitative and Quantitative Reasoning in Practice. In: *Methodological Innovations Online*, 6. Jg., H. 3, S. 93–107. <https://doi.org/10.4256/mio.2011.009>
- Latour, B./Woolgar, S. (1979): *Laboratory life. The social construction of scientific facts*. Bd. 80. Beverly Hills, CA.
- Maynard, D.W./Houtkoop-Steenstra, H./Schaeffer, N.C./Zouwen, J.v.d. (Hrsg.) (2002): *Standardization and tacit knowledge. Interaction and practice in the survey interview*. New York, NY.

DOI: <https://doi.org/10.3224/zqf.v20i2.13>

Joachim Renn

Explizierte Performanz Ralf Bohnsacks praxeologische Wissenssoziologie

Ralf Bohnsack: Praxeologische Wissenssoziologie. Opladen/Toronto: Barbra Budrich/utb 2017, 367 S., ISBN 978-3-8252-8708-5, 24,99 €.

Wenn das gesellschaftlich verteilte Wissen den Stoff und die Basis des Sozialen sowie der Gesellschaft und deshalb den primären Gegenstand einer wissenssoziologischen Rekonstruktion der sozialen Welt(en) und ihrer Strukturen bildet, dann muss die Form solcher Rekonstruktionen mit den Formen des Wissens variieren. Selbst wenn zudem zugestanden wird – was nicht ohne Weiteres unstrittig sein muss – dass der soziologisch relevante Gegenstandsbereich, etwa in Abgrenzung von einem an Durkheim erinnernden „Externalismus“ der sozialen Tatsachen, samt und sonders „im-

manent“, also sinngemäß im „Kopf der Akteure“ (oder im Körper) sich finden lassen müsste, dann bedeutete dies noch lange nicht, dass es mit einer sprachlichen Paraphrase des dem Einzelbewusstsein der handelnden Personen jeweils transparent gegebenen Wissens getan wäre.

Alfred Schütz insistierte vor achtzig Jahren bereits vorbereitend auf den Routine-Charakter des praktischen Einsatzes sedimentierter, ehemals intentionaler Aktivitäten, der den Löwenanteil des Alltagshandelns bestimmt (Schütz 2006). Der größte Teil des Wissens, das den „sinnhaften Aufbau der sozialen Welt“ bildet und trägt, bleibt also schon in der Beschreibung von Schütz den tätigen Menschen nicht nur „taken for granted“, also einer mitlaufenden Probe auf sachliche oder sonstige Angemessenheit meist entzogen, sondern es wird im Modus situierter Aktivität im Handeln und vor dem Handeln gar nicht erst, etwa im Sinne eines inneren Flüsterns ganzer Sätze, die die Handlung artikulierten, vorgedacht und ausgemalt, geplant und entschieden. Man handelt eben, wenn auch *modo futuri exacti*; und hinterher lassen sich womöglich auf Nachfrage Sätze bilden, die das abgerufene und asagierte Wissen auf Begriffe, Schütz hätte es vorgezogen zu sagen: auf Typen und Typiken, zieht. Worauf es nun hinsichtlich der Form des Wissens ankommt, das hier zum einen das Handeln bedingt, ermöglicht, aber auch einschränkt und das zum anderen in artikulierter Form nicht nur sozial reflektiert und beurteilt, sondern zudem soziologisch rekonstruiert werden kann, das ist die spezifische Beziehung zwischen implizitem und explizitem Wissen. Je weniger das zum Einsatz gebrachte Wissen in actu et situ der expliziten, d.h. konzeptuell, prädikativ generalisierten, weil typisiert sprachlichen Form entspricht, desto größer werden die Abstände und wird der nötige Aufwand an Rückübersetzung, die die soziologische Rekonstruktion vom Handeln in situ trennen.

Man muss an diese Einbettung der wissenssoziologischen Hermeneutik in die einstmalen phänomenologische Tradition der Wissens-Konzeptualisierung und an das Spektrum möglicher Konzepte praktischen oder impliziten Wissens (vgl. Loenhoff 2012) erinnern, um den Punkt deutlich zu machen, um den sich die von Ralf Bohnsack